

Zeitschrift: Thurgauer Jahrbuch
Band: 53 (1978)

Artikel: Lob der Schule um 1910
Autor: Wolfer, Albert
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-700536>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 26.04.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Lob der Schule um 1910

So ergab es sich denn, daß die Kantonsschule Frauenfeld für mich, meine Altersgenossen und viele andere Bildungshungrige aus dem Thurgau und der übrigen Schweiz zu unserm geistigen Zentrum für sieben wichtige Lebensjahre wurde. Und was für eine gediegene, nicht hoch genug zu preisende Lehranstalt war diese thurgauische Kantonsschule! Lehrplan, Lehrpraxis und Lehrerschaft verdienten volle Anerkennung, dankbarstes Lob. Wenn der Schüler, namentlich der noch ganz junge, kaum dem Kindesalter entwachsen, das alles zu seiner Zeit noch nicht gebührend zu würdigen vermag, weil ihm dazu die Maßstäbe und Vergleichsmöglichkeiten fehlen und weil das für ihn zunächst ja nur Unterwerfung, Einfügung und Aufgabe, also Belastung, bedeutet, so soll der Erwachsene, erfahrene und somit urteilsfähige Mann um so williger anerkennen, welch gutes Rüstzeug für den Kampf des Lebens er an einer so vortrefflichen Bildungsstätte mitbekommen hat. Wir Frauenfelder hatten auch dies vor manchen andern voraus, daß wir schon in der Primarschule sechs Jahre lang eine sachgemäße, ja gründlich zu nennende Vorbereitung auf die Kantonsschule hin empfangen hatten.

Lehrer von damals

Und nun ein paar Erinnerungen an einige unserer einstigen Lehrer und Erzieher, denen wir wohl ab und zu das Leben etwas säuerlich machten, die uns aber gleichwohl ihr Bestes mit auf den Lebensweg gegeben haben.

Einen hervorragend klaren und richtungsweisenden Deutschunterricht gab Dr. Johannes Meyer. In seiner Sprachlehre war alles gründlich durchdacht, logisch aufgebaut und an den Werken der größten Meister erörtert. Der Historiker ergänzte den Germanisten in ihm. Wer Gelegenheit hatte, nicht nur mit dem Lehrer,

sondern mit dem Menschen Johannes Meyer in Fühlung zu kommen, der lernte auch diesen Menschen verehren. Tief fromm, selbstlos, edel und hilfsbereit, nahm er sich Zeit, neben der großen Arbeitslast, die ihm seine eigene Schriftstellerei, die Leitung der Kantonsbibliothek, das Präsidium des Historischen Vereins und andere Nebenämter aufbürdeten, auch noch in sein Fach einschlagende Privatarbeiten seiner Schüler zu begutachten und zu fördern. So hat er mir – dem er erst kurz zuvor an das Ende eines zweiunddreißig Seiten langen Aufsatzes die Bemerkung hatte anfügen müssen: «Man sollte auch Rücksicht nehmen auf die Zeit des Lehrers!» – ein von mir verfaßtes Drama durchbesprochen und seine Ratschläge schriftlich niedergelegt. Im Deutschunterricht hat der zerstreute Herr Professor dann freilich einmal einem anderen Schüler unserer Klasse auf die Schulter geklopft und gesagt: «Das sollte man doch wissen, wenn man ein Dichter ist.»

Ein geistig ebenso wie körperlich hochgewachsener Lehrer war der Altphilologe Dr. Julius Leumann, den wir von der vierten Klasse an zum Rektor hatten. Er war ein Pädagoge von Format. Es gab wohl keinen Schüler unserer Klasse, der ihn im stillen nicht verehrt hätte. Seine Griechischstunden waren immer interessant, anregend und fruchtbar. Ich brauchte während meines Theologiestudiums zur Lektüre des Neuen Testaments wenig mehr zu dem hinzuzulernen, was ich in seinen Griechischstunden an Kenntnis dieser wohl schönsten aller Sprachen erworben hatte. Lehrreich war auch die Einführung in die Logik und Philosophiegeschichte, die er der siebenten Gymnasialklasse erteilte. Man wurde da mit den Gesetzen des Denkens und mit den Hauptgedanken einiger führender Denker des Altertums und der Neuzeit auf eine Art vertraut gemacht, die einem – es ist wohl kaum zuviel gesagt – lebenslang zugute kommen konnte. Ich profitierte während meines ganzen Studiums davon und hätte schon man-

chem Theologen und Juristen die Grundlagen exakten logischen Denkens und Redens wünschen mögen, die wir bei Dr. Leumann mitbekommen durften.

Ein anderer glänzender Altphilologe und herrlicher Mensch war unser Lateinlehrer Professor Büchi, von uns wegen seiner Liebe zu Katzen der Būsimeister genannt. Ich glaube, er habe überhaupt alles, was lebte, sang und auf seine Weise musizierte, geliebt, sogar diejenigen seiner Schüler, die seinen Unterricht durch Schwatzen und allerlei schalkhafte Umtriebe mitunter erheblich störten. Man hatte aber auch ihn ehrlich und von Herzen lieb, weil man spürte, daß hinter seinem enormen Wissen eine Seelengüte stand, die – fast darf man es sagen – nicht von dieser Welt stammte. Und doch war er, gerade er, der einzige Lehrer, der mich während meiner Schulzeit geschlagen hat, und zwar wiederholt, eine Zeitlang immer wieder, bis ich ihm dieses unbeliebte Handwerk durch einen gründlichen Denkwort legte. Das war so: Unser geliebter Būsimeister war seiner ganzen Natur nach ein Künstler und als solcher ein Original, wie es deren im ganzen Mittelschullehrerstand wohl kaum je ein zweites, gar ihm ebenbürtiges gegeben hat. In der zweiten und dritten Klasse, wenn die Schüler, im besten Flegelalter, gelegentlich «überstellig» wurden, pflegte er etwa zu brummen:

«Kinder seid ihr», sprach der Alte.

«Unschuldsvoll, doch große Sünder!»

Wenn es gleichwohl keine Ruhe gab, konnte er etwa mit leiser Drohung in der Stimme rezitieren:

«Der Vater spaziert mit dem Sohne

Auf dem Zündloch der Kanone.»

Aber es ging nie ein Zornesschuß los. Seine Sprüche wurden vom Schülervolk eher als ein aufmunternder Scherz aufgefaßt. Einmal fühlte sich ein Pole, der in unserer Klasse eine vorübergehende –

in punkto Wissen und Können wenig rühmliche – Gastrolle gab, durch die Titulierung «Rabenaas» tief beleidigt. Er erhob sich, um sich solche Benennungen für die Zukunft zu verbitten.

Aber er war noch nicht bis zur Mitte seines Protestsatzes gekommen, als ihn der Herr Professor auch schon niederdonnerte mit einem entrüsteten: «Setz dich, du Himmelhund!» Die Klasse aber schmunzelte entzückt. Sie ahnte, daß der gute Būsimeister hinter solchen Kraftausdrücken und den entsprechenden Gewaltposen nur die Weichheit seines Herzens verbergen wollte. Er fühlte für einen Unwissenden ja viel eher Mitleid, als daß er ihm hätte wehtun wollen. Einmal aber ging ihm doch die Galle über, als der Übermut einiger unserer Klassengenossen ihm eine Geschichtsstunde – er referierte über die alten Griechen in einer unübertrefflichen Weise – völlig verdarb und verkelte. Er stand auf und verließ das Zimmer mit hochrotem Kopfe. Wir waren alle betroffen und machten untereinander ab, so etwas dürfe nicht wieder vorkommen. In der nächsten Stunde verhielten wir uns äußerst still und sittsam. Es war aber noch nicht die halbe vergangen, als der Herr Professor verwundert fragte: «Warum seid ihr so ruhig? Ist etwas passiert?» Unser Sprecher entschuldigte die Klasse für ihre gestrige Unart und versprach, daß man sich ernstlich bessern wolle. Da winkte der Gute gerührt ab: «Das ist schon lange vergessen.»

Aber wie war denn das mit den vielen Schlägen, die der friedliebende Mann, der gewiß keiner Fliege etwas zuleide tat, mir im letzten Semester vor meiner Konfirmation – nachher hätte er es bestimmt nicht mehr getan, da dann ja auch er uns Erwachsenen Sie sagte – völlig unverdient verabfolgte. Wir hatten ein neues Klassenzimmer erhalten. Mein Platz war in der vordersten Zweierbank links gegen den mittleren Gang zu, der zwischen den beiden Reihen hindurchführte. Der verehrte Būsimeister stand

oder saß nun häufig dozierend und gestikulierend vor mir. Wenn er stand, stützte er gerne seine beiden Hände beziehungsweise deren Fingerspitzen auf die Querfläche meiner Schulbank, wo Bleistift, Federhalter und Lineal zu liegen pflegten. Manchmal hielt er das Lateinbuch in der Linken und schnellte von Zeit zu Zeit den rechten Unterarm auf und ab, wie wenn er den Oberarmmuskel üben und stärken wollte. Oft, wenn ihn etwas, das er vorzutragen hatte, besonders anregte oder gar belustigte, tippte er mit dem Daumen der rechten Hand acht- bis zwölfmal in rascher Folge gegen den rechten Nasenflügel, ähnlich wie ein Hund, der sich hinsetzt und mit der Pfote des rechten Hinterbeins am Hals oder in der Nähe des Ohres kratzt, wenn ihn da etwas beißt. Gelegentlich schnitt er dazu noch drollige Grimassen. Nicht selten ergriff er dann auch mein Lineal, besah es sich nachdenklich, wie etwa ein Offizier die Klinge seines Degens prüft, und hieb mir dann unversehens damit eins auf den Rücken. «Pardon!» sagte er dann, sich halb reuig, halb geistesabwesend entschuldigend. Da ich den Torg am Anfang schweigend hinnahm, weil zur Abwechslung ja auch einmal ein Schüler einem Lehrer etwas übersehen soll, wiederholte er seinen überraschenden Linealsäbelhieb auf meinen schuldlosen Rücken bei nächster Gelegenheit. Oft ergriff er nur im Vorbeigehen rasch mein Lineal und schlug zu, regelmäßig «pardon!» dazu sagend. Fühlte er sich als Offizier im Kriege gegen mich? Wollte er nur die Blutzirkulation in seinem Arm anregen? Reagierte er an mir einen Ärger ab, den er vorher in einer andern Klasse gehabt hatte? Heute würde ein Psychoanalytiker wohl fragen: «War das die Manifestation eines Komplexchens, das irgendwo im Unterbewußtsein des Herrn Professors rumorte?» – Genug. Ich beschloß, mich gegen diese Quälgeisterei zu wehren. Als es nichts nützte, mein Lineal vor ihm unter der Bankklappe zu verstecken, weil er nur eines von

einem andern Ort ergriff, nahm ich meine Zuflucht zu einem drastischen Vorgehen. Ich bestrich die Vorderseite meiner Bankhälfte kurz vor Beginn einer Lateinstunde dick mit Kreide, beschmierte den schwarz bemalten flachen Streifen darauf mit Tinte und wartete des Būsimeisters, der da kommen sollte. Er kam, begann seine Einleitungsworte vom Katheder an der Vorderwand des Schulzimmers aus, näherte sich dann im Eifer seiner Ausführungen meiner Bank, lehnte sich in seinem doppelreihigen dunkelblauen Gehrock an deren weiße Vorderseite, stützte sich wie gewohnt mit allen zehn Fingerspitzen an die tintenbemalte Oberfläche, tippte mit dem rechten Daumen gegen den gleichseitigen Nasenflügel und fragte die vor ihm sitzende Schar seiner Schüler, auf deren Gesichtern sich eine wachsende Heiterkeit abzeichnete, verwundert: «Was ist los? Warum lacht ihr?»

«Sie haben etwas an der Nase!» rief eine Stimme von hinten.

«Und an den Fingern!» eine andere.

«Sie sind ganz weiß am Gehrock!» eine dritte.

Der Būsimeister besah die bezeichneten Stellen (die Nase mit Hilfe eines Taschenspiegelchens) und prüfte dann mit kritischem Blick meine Hälfte der Schulbank, vor der er stand.

«Das hat der Literätli getan.» Ich nickte tapfer. Dann brach er los:

«Du Schweinehund! Du dreckiger Kerl! Du Millionenetcetera! Du Zeilenschinder! Du Kulibinder! Du ... Du ... Du ...»

Dann stürzte er hinaus, offenbar in der Absicht, sich noch vor dem Pausenzeichen zu reinigen, damit nicht auch noch seine Herren Kollegen ihn in seiner Tätowierung sähen. Nach einer Weile kam er herein, blitzblank gescheuert und erfrischt und heiter wie eine Venus nach dem Bade.

«Wir fahren weiter.» Und: «Beim Strazzibindrius-bundrius-bamno», klang es noch nach wie ein fernes Grollen bei abziehendem Gewitter.

Wir haben einander nichts nachgetragen. Er hatte auch keinen Grund dazu. Ich hatte ihm wiederholt zu verstehen gegeben, daß ich seine Linealmassagen nicht sonderlich schätze. Da er sich immer wieder vergaß, war ich gezwungen, eine eindrucklichere Abwehr zu ersinnen. Sie hat gewirkt. Er trat mir nie mehr zu nahe. Und wenn er wieder einmal nach dem Lineal griff, ließ er es nur gedankenvoll zwischen dem Daumen und dem Mittelfinger seiner rechten Hand pendeln; die auf diese Weise tintenfrei blieben. – Später, in der sechsten und siebenten Gymnasialklasse, nahm ich bei Professor Büchi auch die Hebräischstunden, die er auf hervorragende Weise erteilte, und mit dem Erfolg, daß ich als Student der Theologie auf das propädeutische und das Konkordatsexamen fast nichts mehr hinzuzulernen brauchte. Ich bleibe ihm lebenslang dafür dankbar.

Trotz solchen Überbordungen jugendlichen Übermutes, zu denen, wie wir sahen, gelegentlich auch einmal ein Lehrer die Veranlassung geben konnte, galten wir als eine gesittete und in punkto Leistungen, wie man an der Zentenarfeier der Kantonschule hören konnte, besonders gute Klasse. Die Lehrer sollen sich in edlem Wettstreit um Beteiligung an unserer Höherbildung beworben haben. So mag es gekommen sein, daß auch der dritte namhafte Altphilologe, Herr Dr. Leisi, zu Beginn eines der letzten Unterrichtsjahre bei uns auftauchte und uns im Lateinischen unterwies. Seine ruhige, auf sicheres Wissen tendierende Lehrweise imponierte uns und half mit, uns auf jene Stufe geistiger Bildung zu bringen, die an der Maturitätsprüfung erwartet wurde. Wir haben in dieser Beziehung auch den Lehrern der mathematischen und naturwissenschaftlichen Fächer, allen voran den Herren Dr. Matter, Dr. Stauffacher und Dr. Clemens Heß, dem Vater des Zürcher Nobelpreisträgers, viel zu danken. Auch sie haben ein großes Verdienst daran, daß viele – oder sagen wir:

fast alle – ihrer Schüler sich an der ETH in Zürich oder an in- und ausländischen Universitäten zu sehr namhaften Vertretern der Wissenschaft und der Industrie, insbesondere der chemisch-pharmazeutischen und der medizinischen, aber auch der juristischen und anderer Fakultäten entwickelten. (Geschrieben 1963)